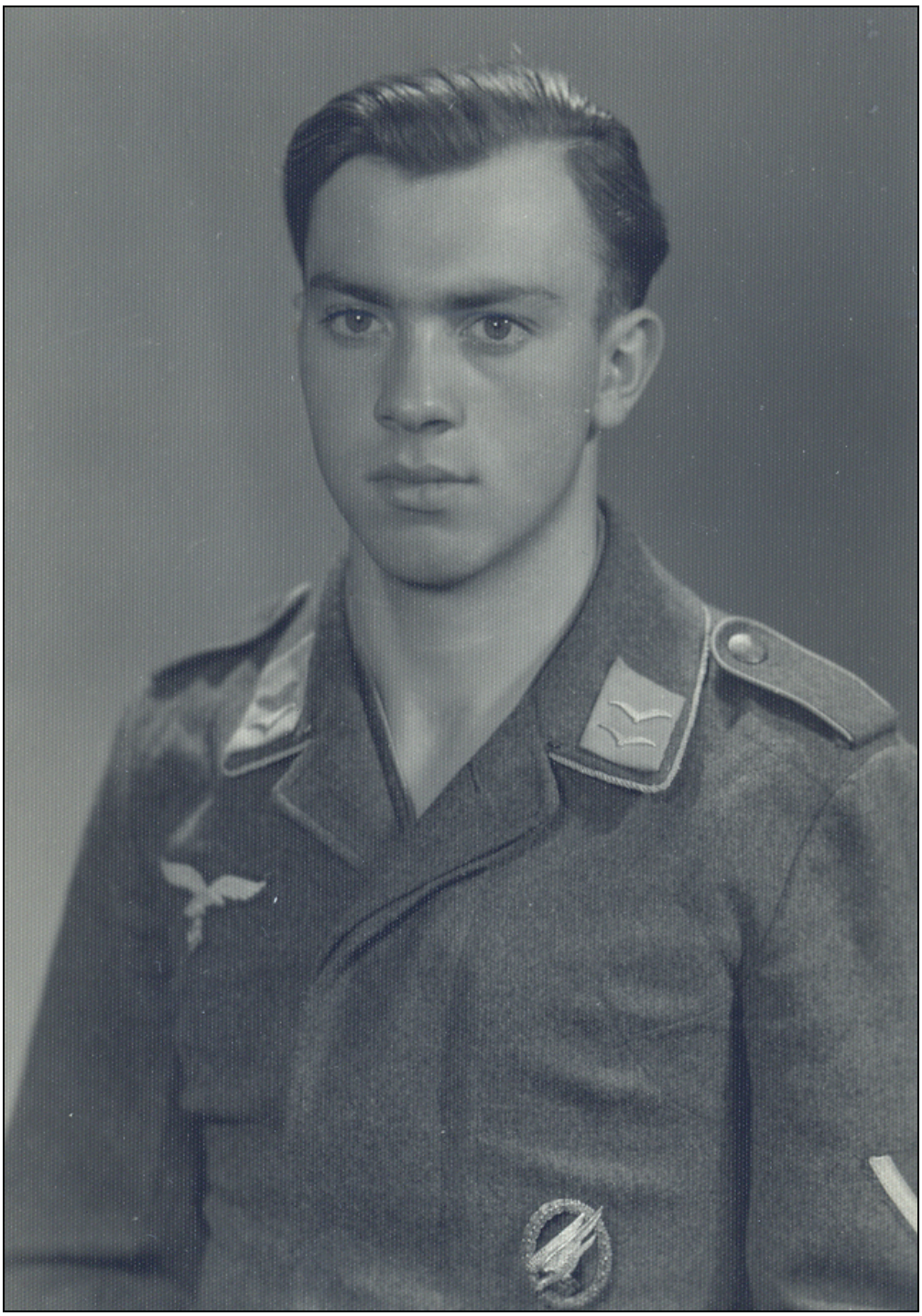
Erich Körbel

Erinnerungen an meine Erlebnisse in den Jahren 1941-1948



Erich in Uniform (1942)

Vorwort

Um 1630 wurde Peter Körbel geboren, er war der erste meiner Vorfahren, der als Bewohner von Stockstadt am Main in den alten Kirchenbüchern erwähnt wird. Von ihm stammt meine Familie in direkter Linie ab.

Am 20. Juli 1924 bin ich als zweites von fünf Kindern der Landwirts-Eheleute, Franz und Margarete Körbel (geb. Schierstein) in Stockstadt zur Welt gekommen. Meine Kinder- und Jugendjahre verbrachte ich bei meinen Eltern und Großeltern. Hier besuchte ich die Volksschule und ab 1935 die Oberrealschule in Aschaffenburg.

Mit siebzehn Jahren begann meine Wehrzeit. Ich will hier von meinen Erlebnissen berichten, wie ich nach verschiedenen Einsätzen als Fallschirmjäger in Russland und Italien verwundet und verschüttet wurde, in Kriegsgefangenschaft kam und wie es mir im Januar 1948 gelang, aus dem Gefangenenlager zu fliehen, um in meinen Heimatort Stockstadt zurückzukehren, den ich in diesen sechseinhalb Jahren nur zweimal kurz besuchen durfte.

Meine Erinnerungen habe ich in den Jahren 2003/04 auf Wunsch meiner vier Söhne Ewald, Franz-Wilhelm, Rainer und Thomas geschrieben.

Ich widme diesen Lebensbericht dankbar und in Liebe meiner Ehefrau Paula. In den sechseinhalb Jahren meiner Abwesenheit haben wir uns gegenseitig viele Briefe geschrieben, was mir oft Kraft schenkte. Im November 1948, meinem Fluchtjahr, haben wir geheiratet und sind bis heute glücklich miteinander.

Erich Körbel
Ostern 2005, im Gedenken an unsere verstorbene Tochter Renate

1. Auflage: April 2005, 50 Stück;
2. Auflage: Dezember 2005

Kap. 1

Meine Soldatenzeit.

Einberufung — Rekrutenzeit — Grundausbildung — Springerausbildung

Seit September 1939 war Krieg. Alle wehrfähigen jungen Männer mussten mit ihrer Einberufung zur Wehrmacht rechnen. Nach den Musterungen hatte man kaum die Möglichkeit, sich für eine bestimmte Waffengattung zu entscheiden. Nur bei einer rechtzeitigen freiwilligen Meldung war dies möglich. Dadurch war man in der Regel auch von der Einberufung zum Arbeitsdienst befreit.

Im Frühjahr 1941 meldete ich mich als Freiwilliger zur Luftwaffe im Wehrbereich Aschaffenburg. Darauf erfolgte eine gründliche Überprüfung meiner Tauglichkeit, anschliessend fand eine schriftliche Prüfung in Frankfurt statt, in der auch Fragen zur sportlichen Leistungsfähigkeit zu beantworten waren.

Einberufungsbefehl

Meinen Einberufungsbefehl erhielt ich dann für den 15. August 1941 nach Stendal. Dort wurden diese Prüfungen teilweise wiederholt. Außerdem erfuhren wir, dass schon viele vor uns sich für das fliegende Personal beworben hatten, dass aber die Fallschirmtruppe noch weitere freiwillige Bewerber aufnehmen würde. So wurde ich Fallschirmjäger.

Nach einigen Tagen wurden wir in Ausbildungskompanien eingeteilt. Die Kompanie, der ich zugeteilt wurde, kam nach Detelsdorf in der Lüneburger Heide. Dort waren mehrere Kasernengebäude vorhanden, großzügig und weiträumig angelegt, mit guten Verbindungswegen und mit einem Mannschafts- und Offizierskasino.

Springerausbildung

Die militärische Grundausbildung dauerte drei Monate. Sie war hart und streng. Sie erforderte die volle körperliche Leistungsfähigkeit und -bereitschaft. Das Gelände war ideal und wie geschaffen für die militärische Ausbildung, flaches

Land wechselte sich mit Straßen und Waldgelände sowie mit Gräben und Mulden ab.

Von Detelsdorf aus wurden wir zur Fallschirmspringerschule nach Wittstock an der Dosse verlegt. Während der dortigen, streng sportlichen Ausbildung wurden wir hart hergenommen: Bodenübungen mit "Fallschirmrolle", Landeübungen von der Hängevorrichtung aus, Sprungübungen von der Attrappe einer JU 52, dem auch liebevoll "Tante Ju" genannten Flugzeug, aus dem wir später springen sollten. Wir lernten auch, mit dem Fallschirm auf dem Rücken aufzustehen, während der Propellerwind uns von vorne entgegen blies.

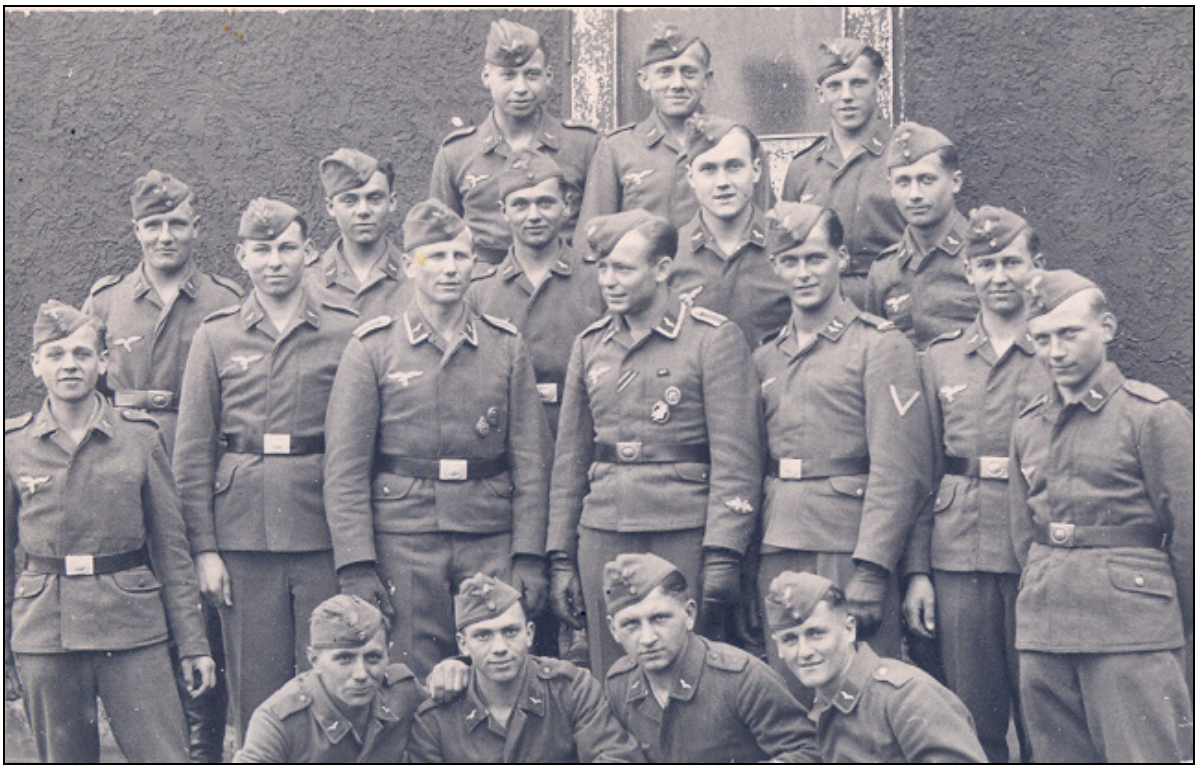
Der Drill und die Einhaltung all dieser Vorschriften war zwingend notwendig um die Fallgeschwindigkeit der Springer bei der Landung am Erdboden zu mildern und abzufangen.

Eine weitere strenge Vorschrift gab es für das Packen der Fallschirme. Jeder einzelne Fallschirm wurde zusammen mit einem weiteren Kameraden gepackt. Dieser Schirm gehörte zur Ausrüstung des Springers. Er wurde erst vor jedem Übungs- oder Einsatzsprung ausgehändigt und jeder von uns hatte seinen eigenen Schirm. Das sorgfältige Packen sollte dem Springer die Gewissheit geben, dass er sich ohne Bedenken auf seinen Schirm verlassen kann und dass dieser sich beim Absprung auch sicher öffnen wird; wir sollten unser Leben dem Schirm anvertrauen können. Es wurde während der Ausbildung auch deutlich angesprochen, dass Fallschirmspringen nichts für jeden ist. Eine positive Einstellung und eine persönliche Überwindung gehörte dazu.

Nach sechs Sprüngen ohne Sprungverletzung wurde uns das "Springerabzeichen", der stürzende Adler im Eichenkranz, verliehen. Damit waren wir ausgebildete Fallschirmspringer.

Erste Einsätze

Von der Sprungschule aus wurden wir in andere Einheiten aufgeteilt. Ich kam in eine Ausbildungskompanie nach Dornstadt bei Ulm. Wir hatten die Aufgabe mit dem großen Lastensegler "Gigant" Verlademöglichkeiten auszuarbeiten. Es war eine hoch interessante Tätigkeit. Der "Gigant" hatte eine riesige Ladefläche. Er konnte z.B. eine ganze kampfstarke Kompanie (d.h. 160 Soldaten) aufnehmen oder eine Zugmaschine mit einer 8,8 Kanone, die zur Panzerabwehr diente. Im Frühjahr 1942 war diese Tätigkeit beendet.



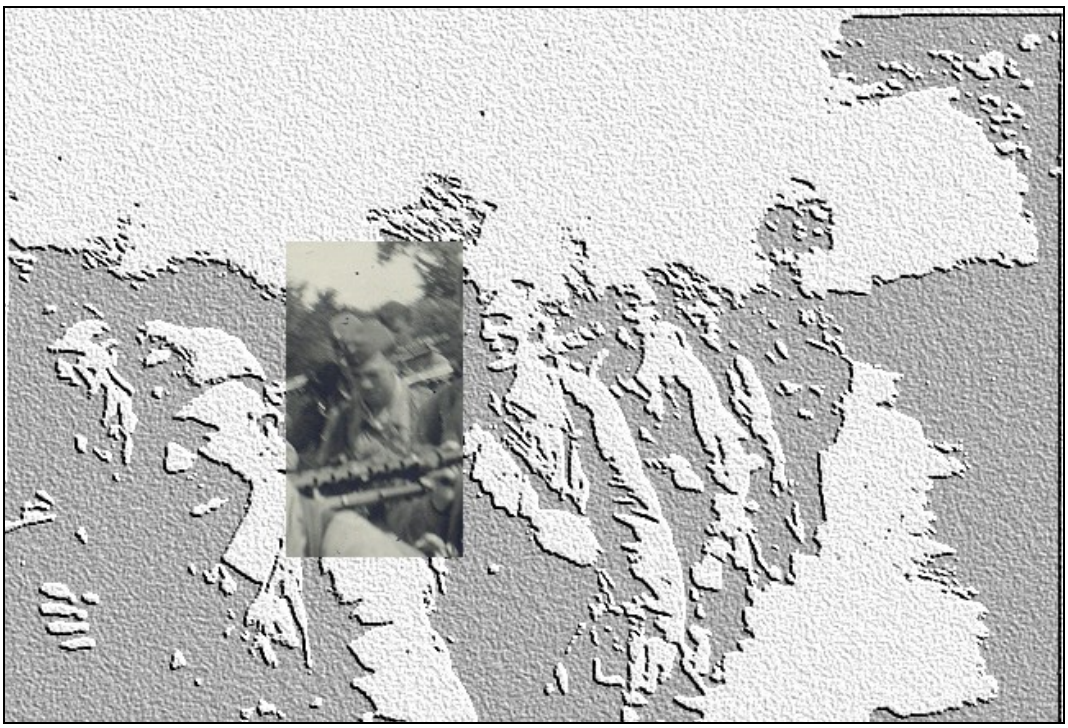
Sondereinsatz "Gigant"

[Obere Reihe: Namen sind nicht mehr bekannt]
Mitte hinten von links nach rechts: Jakob Schmitt, Richard Richter,
[drei weitere Namen sind nicht mehr bekannt]
Mitte, vordere Reihe, rechts außen stehend: Heinz Wolfgram, halb dahinter: Karl Thies,
[die weiteren fünf Namen sind nicht mehr bekannt]
vorne von links nach rechts: Franz Riedl, Erich Körbel, Hans Goschütz,
[der Name des Vierten ist nicht mehr bekannt]

Mit einigen weiteren Kameraden kam ich zur 5.Kompanie II. Bataillon im Fallschirmjäger Regiment 3. Diese Kompanie bzw. das gesamte 3. Regiment gehörte zu den Einheiten, die bei der Eroberung der Insel Kreta im Mai 1941, und ebenso bei den Kämpfen um Leningrad im Winter 1941 eingesetzt waren.

Im März 1942 wurden wir nach Nordfrankreich, in die Stadt La Ferte Macé, in der Nähe von Caen verlegt. Im Mai ging es dann weiter nach Vendone/Loire und im Juni nach Guilberville. Geländeübungen und Märsche gehörten zur weiteren Ausbildung bis Ende August.

Bild vom Marsch; in der Mitte marschiert Erich (siehe nächstes Bild)



in der Mitte marschiert Erich

Im September wurden wir nach Chatteau-Litteau im Foret de Cerisy verlegt.

Chatteau-Litteau

Vom 4. bis zum 11. Oktober kamen wir in unsere Garnisonsstadt Braunschweig. Ein Sprungeinsatz in Russland war im Gespräch. Die Alarmbereitschaft wurde jedoch wieder aufgehoben. So bekamen wir einige Tage Pause und Gelegenheit die Stadt zu besuchen.

Russland

Im Truppentransport per Bahn wurden wir dann doch noch nach Russland verlegt. Im Mittelabschnitt, Raum Smolensk, wurde unsere Kompanie vom Oktober 1942 bis April 1943 im Stellungskrieg in der Nähe des Ortes Duchotschina eingesetzt. Es war ein relativ ruhiger Frontabschnitt. Aus Sicherheitsgründen wurden Schneisen in den Wald geschlagen. Die gefällten Bäume wurden zum Bunker und Unterkunftsbau verwendet. Vereinzelt gab es Feuerüberfälle und Stoßtruppunternehmen. Stacheldraht verlegen, Schützengräben ausheben und Wacheschieben gehörten zu unserem Tagesablauf. Über den Winter hatten wir sehr viel Schnee und strenge Kälte zum Teil bis 40° Celsius.

Bild links: Frontstellung; der Soldat links ist Erich
Bild rechts: Ruhestätte der Gefallenen bei Duchotschina

Erich im Schützengraben am Eingang des Bunkers

Im April 1943 wurden wir in dieser Stellung abgelöst. In Smolensk mussten wir durch die Entlausungsstation, denn Läuse hatten wir in Russland mehr als genug.

Quesney

Mit der Eisenbahn ging es wieder nach Nordfrankreich, nach Falaise. Unsere Kompanie erhielt ein gutes Quartier in einer barackenähnlichen Anlage an einem Waldrand bei Quesney gelegen. Nach sieben Monaten Einsatz in Russland war unser Dienstplan nicht sehr streng ausgelegt. Unser Rechnungsführer war Feldwebel Walter Rümmler. Zur Unterstützung seiner Arbeit wurde ich ihm zugeteilt. Dieses Angebot habe ich sehr gerne angenommen. Von Quesney aus sollten wir unseren Urlaub einreichen. Mein erster Urlaub nach knapp zwei Jahren Soldatenzeit wurde für den Monat Mai eingeplant. Vorher standen noch zwei größere Übungen mit Fallschirmabsprüngen auf dem Dienstplan, die ohne Probleme und ohne Verletzungen durchgeführt wurden.

Ende Mai, während meines Urlaubs, wurde unsere Kompanie nach Südfrankreich verlegt. Zum Flugplatz Avignon musste ich über Caen und Paris nachreisen.

Avignon

links: Sturzsegler; rechts: Schlepperflugzeug

In Avignon wurde uns eine Sonderausbildung im Sturzsegler zugeordnet. Der Segler, mit zwölf Mann Besatzung, wurde mit Motorflugzeugen hochgeschleppt und in ca. 2000 m Höhe ausgeklinkt. Der Segler stürzte dann in einem Winkel von 45° auf den markierten Landepunkt zu. Der Sturz dauerte etwa eine Minute. Die Fallgeschwindigkeit wurde mit einem Bremsfallschirm vor dem Aufsetzen gestoppt. Durch den Luftwiderstand waren die Geräusche und die Erschütterung des Seglers sehr deutlich wahrzunehmen. Anschliessend waren wir alle der Meinung: "Lieber Springen als sturzsegeln."

Sizilien

Die Gelegenheit zum Springen kam sehr bald auf uns zu. Am 11. Juli 1943 starteten wir zum Sprungeinsatz nach Sizilien, mit Zwischenlandung in Rom und Übernachtung am Flugplatz, um am 12. Juli weiter nach Neapel zu fliegen.

Bild einer Springergruppe vor der JU 52

In der Ebene von Catania sind wir am frühen Nachmittag abgesprungen. Wir kamen auch schnell in Feindberührung und Kampfhandlungen mit Engländern. Von der See aus wurden wir auch von der Schiffsartillerie beschossen.

Auf einer Höhe vor der Stadt Francofonte gingen wir in Stellung. Die Schiffsgeschütze erreichten uns dort ebenfalls und nahmen uns ständig unter Beschuss. Von einer in meiner Nähe eingeschlagenen Granate wurde ich an der Rückenseite in Brusthöhe verwundet. Es war ein Splitter-Steckschuss, von dem ich heute noch einen Teil in mir habe. Unsere Sanitäter haben mich verbunden und mit weiteren verwundeten Kameraden in Richtung Catania in Marsch gesetzt. Dort stand ein Lazarettschiff bereit, um uns aufzunehmen. Wir fuhren an der Küste entlang bis Livorno. Unterwegs sahen wir Teile von abgeschossenen deutschen Flugzeugen.

Im Hafen von Livorno wurden wir ausgeschifft. Mit einem Lazarettzug ging es weiter Richtung Heimat. Ich kam ins Reservelazarett Straubing. Meine Behandlung mit Ausheilung dauerte bis Mitte September 1943. Genesungsurlaub erhielt ich bis Ende September.

Anschliessend reiste ich wieder allein nach Italien zu meiner Kompanie. Das war im Oktober 1943. Es war auch die Zeit des Rückzuges aus Süditalien mit Stellungsverschiebungen. Unserer aus zehn Mann bestehenden Gruppe wurde die Aufgabe zugeteilt, die feindlichen Bewegungen genau zu beobachten und, wenn nötig, einen Melder zur Kompanie zurückzuschicken. In den ersten zwei Tagen war dies nicht erforderlich.

Am dritten Tag bemerkten wir auf einer nahegelegenen Straße feindliche Truppen. Unser Kamerad August Wolf, er stammte aus der Gegend von Trier, wurde von unserem Gruppenführer, Oberjäger Walter Fröhlich, als Melder zurückgeschickt. Bei der Kompanie ist er nicht eingetroffen. Wir haben nie mehr etwas von ihm erfahren. Die Vermutung lag sehr nahe, dass er italienischen Partisanen in die Hände gefallen war. Sein Schicksal beschäftigt mich auch heute noch sehr.

Einige Stunden nach der Befehlsübernahme durch unsere Gruppe wurde die gesamte Frontlinie nach Norden um viele Kilometer zurückgenommen. Eine Nachricht darüber hat uns leider nicht mehr erreicht. Dadurch bewegten wir uns, ohne es zu wissen, einige Tage im Niemandsland.

So kamen wir in das Bergdorf Carpineto. Es war still und ruhig und wirkte wie ein von den Einwohnern verlassenes Dorf. Es war aber bereits von Engländern besetzt. Dies haben wir allerdings zu spät festgestellt. Am Ortseingang wollten wir uns in einer Schenke (Trattoria) erfrischen und etwas ausruhen. Dazu kam es aber leider nicht mehr. Sehr schnell gab es Feindberührung.

Ich schaute aus dem Fenster der Schenke und sah eine Kolonne Engländer mit ihren flachen Stahlhelmen. Sie hatten ihre Gewehre im Anschlag und waren nur wenige Meter von uns entfernt. Ich schrie "Achtung Tommys". Im gleichen Augenblick krachten die ersten Schüsse durch Fenster und Türen in unseren Raum. Wir erwiderten sofort, ebenfalls durch Fenster und Türen, das Feuer. Mit meinem MG-42 beteiligte ich mich ebenfalls an dieser Schießerei. Die anderen Kameraden warfen Handgranaten hinaus um den Anmarsch und Angriff der Tommys aufzuhalten. Der Schankraum hatte nach hinten nur ein einziges vergittertes Fenster. Zwei Kameraden zerschlugen die Gitter und so konnten wir alle durch dieses Fenster entkommen. Ich habe als letzter den Raum verlassen und musste, wie auch alle anderen vor mir, gut drei Meter tief in eine Seitengasse springen.

Durch unsere heftige Gegenwehr und mit unserer Feuerkraft haben sich die Tommys, wahrscheinlich aus Sicherheitsgründen, von der Trattoria etwas zurückgezogen. Diese Zeit reichte uns, um in das umliegende Gelände zu entkommen. Unsere gesamte Gruppe hat diese Attacke mit den Engländern wie durch ein Wunder unverletzt überstanden. Wir zerstreuten uns und sind zu unterschiedlichen Zeiten zu unserer Kompanie zurückgekehrt.

Die Frontlinienverschiebungen setzten sich fort. Die Feuerkraft der nachrückenden Alliierten Streitkräfte mussten wir zu unserem eigenen Nachteil anerkennen. Unsere frühere Luftüberlegenheit wurde nun von den Amerikanern ausgeübt. Die feindlichen "Jabos" (Jagdbomber) beherrschten das Kampfgebiet. Unsere heimliche Meinung zum Geschehen lautete damals: "Kameraden, kennt ihr den Avanti-Schritt? Zwei Schritt vor und drei zurück!"

Blutspende in Florenz

Durch einen Granateinschlag wurde ich am linken Oberschenkel verwundet und kam ins Feldlazarett Frosinone. Anschliessend wurde ich in ein Krankenhaus nach Florenz verlegt, die Ärzte dort suchten einen freiwilligen Blutspender für einen verwundeten englischen Soldaten und ich hatte die gleiche Blutgruppe (A). Er hatte eine schwere Oberschenkelverwundung durch Granatsplitter. Die Bluttransfusion wurde im Operationsraum von Mann zu Mann vorgenommen. Leider habe ich mich nicht an Ort und Stelle nach seinem Namen erkundigt. Ich war zufrieden, dass ich ihm mit meinem Blut helfen konnte. Für meine Blutspende erhielt ich einen vollen Geschenkkorb mit guten Lebensmitteln.

Später habe ich mich oft an diese Stunden erinnert, besonders in den Jahren meiner fast vierjährigen Gefangenschaft, in Tunesien Nordafrika. Da ich den Namen des Engländers nicht hatte, konnte ich keine Verkürzung oder Erleichterung meiner Gefangenenzeit erreichen.

Während der Zeit meines Krankenhausaufenthaltes in Florenz war unsere Kompanie in Ortona, an der Adria, im Einsatz. Sie hatte dort schwierige und hartnäckige Kämpfe zu bestehen. Die Fallschirmjäger waren auch hier wieder als Feuerwehr im Einsatz, denn wo es brannte, da mussten sie hin.

Cassino

Anfang Februar 1944 wurde ich aus dem Krankenhaus in Florenz entlassen. Es dauerte mehrere Tage, bis ich wieder zu meiner Kompanie kommen konnte, die inzwischen zur Verteidigung der Stadt Cassino eingesetzt war. Die einzige Zufahrt nach Cassino auf der "Via Casilina" war besonders gefährlich, denn sie lag unter Beschuss und war ständig "Jabo"-Angriffen ausgesetzt. Wir mussten mehrmals in volle Deckung gehen, bis wir endlich unseren sicheren Bataillonsgefechtsstand erreicht hatten. (Die Höhle, in der sich der Gefechtsstand befand, habe ich 1994 noch einmal besucht.)

Bei Dunkelheit ging es dann weiter zur Kompanie. Zunächst wurde ich einer Gruppe zugeteilt, die mit einem Sturmgeschütz in einem Torbogen in Deckung stand, jederzeit bereit, Angriffe abzuwehren.

Kopie eines Fotos mit Sturmgeschütz

Cassino am östlichen Fuße des Monte Cassino nach der Schlacht;
http://www.wk2.info/grafik/cassino/cassino_n_d_schlacht.jpg (22. März 2005)

Nach einigen Tagen kam ich wieder zu meiner alten Gruppe um Oberjäger Walter Fröhlich. Unsere Stellung hatten wir am westlichen Stadtrand in der Nähe eines Wassergrabens. Vom 14. auf den 15. März 1944 konnten wir in der stark umkämpften Stadt Cassino eine ruhige Nacht verbringen. Nach den Schießereien der vergangenen Tage war es verdächtig ruhig an unserer Front. Es war die Ruhe vor dem Sturm. An den Hängen gegenüber unserer Stellungen konnten wir, ohne Fernglas, mindestens 20 feindliche Geschützbatterien mit je vier Geschützen feststellen.

Fast alle Häuser der Stadt waren stark beschädigt. Mit den vielen Steinen der zerstörten Häuser bauten wir uns einen splittersicheren MG-Stand. Dem Bombenhagel der kommenden Angriffswellen sollte dieser jedoch nicht standhalten.

Am Morgen des 15. März begann der Großangriff der Alliierten auf die Stadt und auf das Kloster Monte Cassino. Im Abstand von ca. 20 Minuten flogen die Bomber an, teilweise 36 oder 48 Maschinen, und luden ihre tödliche Fracht auf uns ab. Es waren schreckliche Stunden, die wir erleben mussten.

Nach den ersten Bomberwellen wurde ich mit Franz Götz, einem weiteren jungen Kameraden, verschüttet. Die Angriffe gingen ständig weiter. Zwei riesige Bombentrichter waren direkt vor und auch hinter uns entstanden. Wir hatten ein Riesenglück. Zu diesem Zeitpunkt waren noch mehrere von uns am Leben. Sie konnten uns in den Bombenpausen aus unserer lebensgefährlichen Lage befreien. Unsere Retter mussten während der weiteren Angriffe selbst Schutz suchen. Einer von ihnen war Michael Mössel, der den Krieg überlebte und mir später erst von seiner lebensrettenden Hilfe berichtete.

Die Flugzeuge konnten unbehelligt und in niedriger Höhe ihre Bomben abwerfen. Wir konnten deutlich feststellen, welche Angriffe der Stadt und welche dem Kloster Monte Cassino galten oder auch den anderen Kampfstellungen.

Verschüttet

Gegen Mittag hörten die Bombardierungen auf. In der gleichen Stunde begannen die vielen Artilleriegeschütze mit einer geballten Beschießung auf die Stadt und das Kloster und auf unsere Stellungen. Ein gewaltiges Trommelfeuer brach über uns herein. So gut es ging suchten wir Schutz an und hinter Mauern und Häuserresten. Nach einiger Zeit suchten wir unter der Brücke des Wassergrabens Schutz. Die Brücke brach nach einem Volltreffer in sich zusammen und begrub uns mit Steinen und Geröll unter sich. Ich lag genau an der Seitenwand der Brückenmauer. Ein großer, schwerer rechteckiger Brückenstein hatte sich über meinen Körper schräg stehend fest geklemmt und mich dadurch vor dem Zerquetschtwerden geschützt, ebenso vor dem ganzen Gewicht der darüber liegenden eingestürzten Brückenmasse. Ein wahres Wunder. In dieser gefährlichen

und äußerst unbequemen Lage, musste ich bis zum späten Abend des 16. März ausharren.

Unsere Front wurde an diesem Tage um einige hundert Meter zurückgenommen. So lag ich im deutschen Artilleriefeuer. Hilflos und hoffnungslos eingeklemmt, ohne die geringste Aussicht von selbst wieder herauszukommen. Lediglich meine rechte Hand konnte ich bewegen. Es kam eine schlimme Nacht mit schwierigen Stunden. Meine Stimmung schwankte zwischen Hoffnung auf Rettung und Angst vor dem Ertrinken. Es war kalt und nass und es regnete fast den ganzen Tag über. Im Graben stieg das Wasser langsam, aber ständig an, weshalb ich befürchtete zu ertrinken. Meine Gedanken kreisten zwischen Hoffnung auf Rettung und Verzweiflung. Hatte der Zufall oder das Glück, das mich bisher am Leben erhalten hatte, nur dazu gedient, dass ich hier elend "ersaufen" muss? Sollte ich auf einen Volltreffer hoffen, damit dies alles schnell beendet wird? Es war eine aussichtslose Lage.

Die Zeit schritt langsam, aber unaufhaltsam weiter. Mal hatte ich Hoffnung, und dann auch wieder nicht. Am späten Nachmittag dieses Tages, während einer Feuerpause, hörte ich englische Laute. Ich rief um Hilfe. Zwei englische Soldaten räumten über mir einige Steine hinweg. So konnte ich wieder den Himmel sehen. Nun musste ich die schwersten Minuten meines Lebens überstehen. Der eine Engländer wollte hilfsbereit sein und mir aus meinem steinernen Gefängnis heraus helfen. Der andere aber wollte mich auf der Stelle in meiner hilflosen und wehrlosen Lage erschießen. Mehrere Male legte er sein Gewehr auf mich an und genau so oft, mit heftigen Worten, wehrte der Hilfsbereite den auf mich gerichteten Gewehrlauf ab. Nur ihm habe ich mein weiteres Leben zu verdanken. Diese Situation, wurde durch einen Feuerüberfall plötzlich beendet. Die beiden Engländer verschwanden. Ich hoffe, dass beide dabei nicht ihr eigenes Leben verloren haben.

Es vergingen weitere Stunden. Mit dem Kopf und dem rechten Arm konnte ich mich frei bewegen, freie Sicht nach oben hatte ich ebenfalls. Die gesamte Situation war nach wie vor sehr unsicher, denn ich steckte immer noch fest eingeklemmt zwischen Steinen und Geröll. Etwa um 22.00 Uhr hörte ich wieder englische Laute. Ich machte mich bemerkbar und konnte erfreut feststellen, dass eine englische Sanitätsgruppe auf mich zukam. Diese bemühten sich um mich und halfen mir aus meinem steinernen Gefängnis heraus, in dem ich rund 36 Stunden ausgeharrt hatte.

Die meisten meiner Kameraden waren inzwischen gefallen, verschüttet oder, wie Franz, an schweren Verwundungen verblutet. Nur etwa zwanzig bis dreißig, vermute ich, überlebten diese Tage.

Ich war Angehöriger einer stolzen und tapferen Truppe. Zusammenhalt und echte zuverlässige Kameradschaft waren für uns oberste Gebote. Jeder konnte sich auf jeden verlassen.

Unser Wahlspruch war — und ist bis heute — "TREUE UM TREUE."

Abzeichen der Fallschirmjägerkameradschaft (Nachkriegszeit)

Kap. 2

Meine Kriegsgefangenschaft vom März 1944 bis zum Januar 1948

Englisch-amerikanische Gefangenschaft

Der 15. und 16. März 1944 waren meine Schicksalstage. Die Engländer brachten mich in ein Sanitätszelt. Dort wurden mir sämtliche deutschen Uniformteile vom Leibe geschnitten. So kam ich völlig nackt in englische Gefangenschaft.

Bei den Untersuchungen wurden Splitterwunden und Quetschungen im Brustbereich sowie an Armen und Beinen festgestellt. Mit diesem Untersuchungsergebnis wurde ich in ein amerikanisches Hospital bei Neapel gebracht. Dort blieb ich weitere ca. vier Wochen. Die menschliche und medizinische Behandlung war dort sehr gut, ebenso die Verpflegung. Ich erinnere mich noch gerne an den Stationsarzt Dr. Highby aus New York.

Nach der Lazarettzeit kam ich in ein amerikanisches Gefangenenlager bei Neapel. Mein Aufenthalt dort dauerte ca. zehn Tage. Diese waren ausgefüllt mit Lagerleben und mit teilweise sehr harten Verhören.

Besonders streng war ein jüdischer Offizier, weil er die Antworten, die er von mir verlangte nicht erhalten konnte. Bei allen Fragen mit militärischem Hintergrund fühlte ich mich meinem Fahneneid verpflichtet. Strategische Fragen konnte ich als einfacher Soldat nicht beantworten. Die Behandlung der Juden in Deutschland, sowie in und um Frankfurt wurden mir vorwurfsvoll entgegen gehalten. Sogar der in der Nähe meiner Heimat liegende Ort Hörstein wurde genannt, dort wohnten vor dem Kriege mehrere jüdische Familien, einige davon als Viehhändler. Sie verkehrten ohne die geringsten Nachteile bei meinen Großeltern, die eine Metzgerei unterhielten. Auch seine persönlichen Vorwürfe gegen mich wies ich reinen Gewissens entschieden zurück.

Die Verhöre wurden teilweise in sehr engen, mit Blech verkleideten Räumen durchgeführt. Hinter mir standen dabei zwei Wachsoldaten mit Hunds- oder Reitpeitschen und schlugen abwechselnd gegen die Blechwände. Diese Methode zerrte schon an den Nerven, geschlagen wurde ich allerdings nicht. Bei unbefriedigtem Ausgang des Verhörs musste ich dann ein bis zwei Stunden vor der Baracke mit dem Gesicht zur Wand stramm stehen.

Nordafrika: französische Gefangenschaft

Nach der Lagerzeit wurden wir als geheilt geltenden Gefangenen mit einem Truppentransporter nach Nordafrika eingeschifft. Auf der Fahrt übers Mittelmeer hatten wir Bedenken und hofften auf einen guten Verlauf. Wir wollten von keinem deutschen U-Boot entdeckt werden.

In Tunesien, im Hafen von Bizerta, gingen wir an Land. Wir wurden in das dort gelegene Gefangenenlager eingegliedert und waren von da an in französischer Gefangenschaft. In einer Kaserne, mitten in der Stadt, wurden wir untergebracht. Von da an waren wir mit den Kameraden vom ehemaligen Afrika-Korps zusammen. Das war im Mai 1944. Es dauerte mehrere Tage, bis wir uns von der amerikanischen Verpflegung, von Hospital und Lager, auf die französische Gefangenenverpflegung eingestellt hatten. Der Hunger und die Zeit haben alle Schwierigkeiten notgedrungen überwunden. Ich musste feststellen, dass ich Alliierter Gefangener war, erst englischer, dann amerikanischer und jetzt französischer. Die russische Gefangenschaft, die mir bei den Verhören angedroht wurde, ist mir Gott sei Dank erspart geblieben.

Holzfäller-Lagerleben

Nach einiger Zeit wurde eine Gruppe von ca. 30 Kameraden von der Lagerleitung als Holzfällerkommando zusammengestellt. Wir wurden im offenen LKW in den tunesischen Teil des Atlasgebirges, nahe der algerischen Grenze gebracht.

Mitten im Wald an einer lichten Stelle mit einer Quelle wurden wir abgesetzt. Eine in der Mitte aufgetrennte Benzintonne, die wir erst mehrere Male auskochen mussten, diente uns als Feldküche. Für die Feuerstelle haben wir zuerst den Boden geebnet, da unser Quartierplatz an einem leichten Hang lag. In den ersten Tagen haben wir an einer weiteren Stelle den Boden geebnet, denn dort sollte unsere Unterkunft erbaut werden. Dazu fällten wir entsprechende Bäume und erbauten damit ein Blockhaus. Wir hielten fest zusammen und jeder leistete seinen Beitrag und brachte sein praktisches Wissen mit ein. So konnten wir in relativ kurzer Zeit in unser Blockhaus einziehen. Von da an hatten wir endlich ein Dach über dem Kopf und konnten ruhig schlafen. Nach dem Einbau der Bettgestelle hatte auch jeder seinen eigenen Schlafplatz.

In diesen ersten Wochen an unserem "idyllischen" Wald- und Naturwohnplatz wurden wir miserabel verpflegt. Die Verantwortlichen hatten uns einige Säcke mit getrockneten Erbsen zur Verfügung gestellt. Aber aus fast jeder Erbse schaute ein toter kleiner schwarzer Käfer heraus. Unser Küchenkamerad versuchte durch vorheriges Einweichen die kleinen Biester aus den Erbsen herauszubringen, aber leider gelang dies nur etwa zur Hälfte. In den ersten Tagen versuchten wir die Käfer herauszulesen, aber mit der Zeit war unser Hunger so

stark geworden, dass wir die halb weichen Erbsen zusammen mit den schwarzen Zugaben krachend zerkauten. Es hat uns jedesmal dabei geschüttelt. Erst nach ungefähr drei Wochen konnten wir endlich Gemüse, Bohnen und Linsen auftreiben, um hygienischer und abwechslungsreicher kochen zu können.

Dieses Arbeitskommando war eine sehr primitive Angelegenheit. Unsere Gruppe hat jedoch eine hervorragende Kameradschaft mit sehr gutem Zusammenhalt bewiesen.

Erst nach dem Aufbau unserer notdürftigen Unterkunft konnten wir uns mit der eigentlichen Arbeit beschäftigen. Wir mussten Bäume fällen, um daraus Eisenbahnschwellen herauszusägen; dazu mussten wir sie in die gewünschten Längen schneiden, vorher noch eine Rampe bauen, damit der obere Säger und auch der untere Säger die einfache Gattersäge bedienen konnte. Hier kam uns die Hanglage zu Gute. Es war eine sehr mühselige und anstrengende Arbeit.

Eine weitere Arbeitsgruppe hatte die Aufgabe von den Korkeichen die Rinde abzuschälen und wie einen Ster Holz aufzustapeln. Dieses Waldarbeitskommando dauerte vom Frühjahr 1944 bis über die Sommermonate hinweg. In dieser Zeit erfuhren wir beim Gemüseeinkauf auch von dem mißglückten Attentat vom 20. Juli auf Adolf Hitler.

Im Herbst wurden wir wieder in das Lager Bizerta zurückgebracht. Daraufhin hatte ich das große Glück, mit einer kleinen Arbeitsgruppe auf einer Farm zur Weinlese eingesetzt zu werden. In diesen Wochen mussten wir keinen Kohldampf schieben. Wir hatten im Gegensatz zum Lagerleben ausreichend zu essen und konnten während unserer Arbeit noch zusätzlich Weintrauben futtern. Es war eine sehr angenehme Abwechslung. Den Gedanken, ein Gefangener zu sein, konnte ich in diesen Tagen verdrängen. Diese Zeit ging leider viel zu schnell vorüber.

Vom Lager Bizerta kam ich mit einer größeren Gruppe, ca. 30 Mann, zu einem Strassenbau-Kommando nach Zorzona. Dieses Lager hatte einen schlechten Ruf, die Verpflegung war dort knapp und schlecht. Es war ein Zweiglager von Bizerta. Wir arbeiteten in Dreiergruppen. Eine Schubkarre, ein Pickel und eine Schaufel waren unsere Arbeitsgeräte. Die gesamte Arbeitsleistung war so schlecht wie unsere Verpflegung. Wer krank und schwach war, wurde bald durch neue Gefangene aus dem nicht weit entfernten Stammlager Bizerta ausgetauscht. Etwas länger als ein Jahr musste ich dort aushalten.

Eines Nachts versuchten wir zu dritt in einem nahegelegenen Araberdorf etwas Essbares aufzutreiben. Bei der Rückkehr wurden wir entdeckt und mussten einen Tag in der Straf Baracke leben.

Minenräumkommando

Minenräumkommando in Sfax

Oben: Erich stehend, zweiter von links
Mitte:Erich sitzend, mit Stab
Unten: Erich links vorne

Erich beim Minenräumkommando in Sfax, mit einem Stab, der aus den Zündern von S-Minen zusammengeschraubt wurde

Nach einem kurzen Aufenthalt im Stammlager Bizerta wurde eine Deminage-Gruppe zusammengestellt. Es war ein Minenräumkommando. In Tunesien ansässige Franzosen konnten große ehemalige Kriegsgebiete übernehmen, um diese von Minen, Munition, sonstigem Kriegsmaterial und Blindgängern zu säubern. Dazu forderten sie Kriegsgefangene an. Man konnte dies auch als ein Himmelfahrtskommando bezeichnen.

Unsere Gruppe wurde dem Stammlager Tunis zugeordnet. Wir erhielten Suchgeräte und kurze Hinweise, mit welchen Minen und sonstigem Kriegsmaterial wir es zukünftig zu tun hätten. Im offenen LKW wurden wir nach Süden in die Wüste gebracht. Dort schlugen wir unsere Zelte auf. Unser Trinkwasser holten wir aus einer Entfernung von 40 Kilometer. Von unserem Zeltplatz ausgehend, teilten wir das Säuberungsgebiet mehreren Suchtrupps zu. Je zwei Mann erhielten ein Suchgerät und einen Markierungsstab, um die Grenzlinien zu ziehen. Das kontrollierte Gelände und das verminte Gebiet musste aus Sicherheitsgründen sehr streng auseinander gehalten werden.

In diesen Wochen gab es nur einen Toten, dieser Kamerad hatte eine Mine übersehen.

Nach mehreren Arbeitstagen kam ein starker Sandsturm auf. Der Sand setzte sich an allen Ecken fest und drang überall ein, im Zelt, im Gepäck und in der Kleidung. Nach einem kurzen Schlaf waren sogar unsere Augenhöhlen und die Ohren von dem feinen Sand gefüllt. Wir mussten notgedrungen unseren Zeltplatz aufgeben und der Naturgewalt weichen.

In der Oase El-Hamma fanden wir eine neue Unterkunft. Der Nachteil war, dass wir täglich mindestens 40 Kilometer zum Minengelände fahren mussten. Die Abfahrtszeit war um 4.00 Uhr morgens angesetzt, wir fuhren etwa eine Stunde bis zum Minengelände, bei vorhandenen Sandverwehungen auch wesentlich länger. Wir arbeiteten bis ca. 10.00 Uhr, dann wurde die Hitze zu stark und unerträglich. Wir hatten dort wochenlang Hitze um 40° C. Mittags waren wir wieder zurück im Lager, wir badeten in der heißen Quelle und ruhten uns aus. Abends handelten wir mit den Arabern. Sie waren sehr interessiert an den Kupfer- und Messingringen, die wir von den Granaten einsammelten. Wir tauschten sie gegen Fleisch, Gemüse und Rotwein. Aufgrund der somit verbesserten Verpflegungsmöglichkeiten konnten wir Gefangenen uns in dieser Zeit körperlich gut erholen.

Täglich fanden wir um die 40 Minen, vorrangig deutsche Schützenminen und Tellerminen. Sie wurden zusammengetragen und gesprengt. In den Jahren 1945 bis 1947 fanden wir, mein Kamerad Toni Betz und ich, ungefähr zweitausend Minen, die auch von uns entschärft wurden.

Unsere Suchgeräte waren auf akustische Signale eingestellt. Die Tellerminen haben aufgrund ihrer Größe deutlich angesprochen. Geringere Signale haben die Schützenminen (S-Minen) ausgestrahlt. Knappe Signale gaben die italienischen Minen in Holzkästen von sich. Außerdem hatten wir auch noch englische und amerikanische Minen auf unserem Räumungsfeld. Besonders gefährlich waren die Blindgänger, abgeschossene Granaten, die nicht explodiert waren. Oft mussten wir sie an Ort und Stelle sprengen, um kein zusätzliches Risiko einzugehen.

Sehr schwierig war die Suche an Stellen mit vielen Granateinschlägen, denn die vielen kleinen und größeren Granatsplitter brachten ein vielstimmiges Konzert in den Suchhörer. Aber mit der Zeit und mit der Erfahrung fiel es uns leichter, die Signale zu unterscheiden. Schwierig war es, wenn die Minen unter Sandverwehungen steckten. Wir mussten immer sehr aufmerksam arbeiten, um uns nicht selbst in Gefahr zu bringen. Ein gewisses Risiko konnten wir nie ganz ausschließen. Nach dem sehr vorsichtigen Entfernen der Erdschicht über der Stelle, die unser Suchgerät anzeigte, konnten wir einigermaßen sicher weiter arbeiten. Dann erst wussten wir, ob nur Metallteile oder explosive Gegenstände unter der Erde lagen. Die Tellermine hatte drei Zündkanäle. Von oben den Druckzünder, der bei einer Belastung über 20 kg zündete, an der Seite und an der Unterseite je einen Zündkanal, die, mit einer Sprengkapsel versehen, gegen Wiederaufnahme abgesichert werden konnten. In diesen Fällen mussten wir erst die Zündkanäle freilegen, oder wenn dies nicht möglich war, an Ort und Stelle sprengen. Die Schützenmine hatte eine Topfform. Der Topf war mit Metallteilen gefüllt und befand sich in einer zweiten äußeren Metallhülle. Sie war mit einem fingerlangen, oben aufgeschraubten Zünder ausgestattet und kam schon mit einem Druck von 1,5 kg zur Explosion. Es waren zwei Zündkapseln eingebaut. Die erste Kapsel schleuderte den mit Metallteilen gefüllten Innentopf ca. einen Meter in die Höhe. Die zweite Kapsel brachte diesen dann zur Explosion und verstreute die eingefüllten Metallteile in Brusthöhe. Deshalb war diese Mine so gefährlich.

Nach rund zwei Jahren im Minenräumkommando und nachdem wir wieder einen größeren Geländeabschnitt von Minen und sonstigem Kriegsmaterial geräumt hatten, wurden wir im September 1947 ins Lager Sfax, südlich des Golf von Gabes, zurückgerufen, dem wir inzwischen zugeteilt worden waren.

Erich mit 23 als Grubenarbeiter

Grubenarbeit statt Hoffnungsparole

Beim Militär und in den langen Jahren der Gefangenschaft gab es so genannte Parolen. Wer sie erfunden oder in die Welt gesetzt hat, ist eigentlich niemanden bekannt geworden. Was davon stimmte oder aus Phantasie entstanden ist, weiß ebenfalls niemand genau zu sagen. Bei der Ankunft im Lager Sfax lautete die Parole, dass alle, die mindestens ein Jahr Deminage gearbeitet haben, vorzeitig entlassen würden. Das war drei Jahre nach Kriegsende schon eine Hoffnung, an die wir trotz einiger Zweifel glaubten.

Nach einigen Tagen in Sfax ging es wieder

zurück ins Lager Tunis. Mit unserer großen Hoffnung, dass die Parole stimmen könnte, wurden wir im Oktober 1947 in Tunis Richtung Frankreich eingeschifft. Es war ein Truppentransporter und wir lagen in Reih und Glied im Bauch des Schiffes, die Plätze voll belegt. Trotzdem waren wir froh und glücklich, denn unsere Fahrt ging von Afrika nach Europa. Endlich schien sich ein Teil unserer Hoffnung zu erfüllen.

In Marseille gingen wir an Land. Mit der Bahn ging es Richtung Norden bis nach Metz, von da aus zum Lager St. Avold in der Grubengegend von Elsass-Lothringen. Das Lagerleben war vergleichsweise locker. Es gab eine Kantine und es lebten dort Kameraden, die sich als zivile Grubenarbeiter anwerben ließen. In diesem Lager traf ich auch den Kameraden Herbert Bregulla, der nach meiner Flucht entlassen wurde und mich später zuhause besuchte.

Wir hofften weiter auf unsere baldige Entlassung aus der Gefangenschaft. Aber statt dessen machte man uns zu Grubenarbeitern.

Ich kam zur Frühschicht, um 4.00 Uhr mussten wir aufstehen und eine Dreiviertelstunde später zum Abmarsch antreten. Dann kam das Kommando: "Erstes Glied vier Schritte und zweites Glied zwei Schritte vortreten." Es folgte die Zählung und die Leibesvisitation, um Fluchtkandidaten zu fassen. Dann marschierten wir unter strenger Aufsicht, links und rechts von Wachmännern mit Gewehren eskortiert, zur Grube. Dort ging es in die Umkleideräume. Unsere normale Kleidung tauschten wir mit unserer Grubenkleidung. Wir mussten rechtzeitig um 6.00 Uhr die Nachtschicht ablösen. Unser Arbeitsplatz war 600 Meter unter Tage. Wir hatten reine Kohle von ca. 60 cm bis zu einem Meter Durchmesser. Ich wurde an der Rutsche eingesetzt, mit der man die gebrochene Kohle zum Aufzugsschacht beförderte. Diese Arbeit wiederholte sich auch an den folgenden Tagen.

Was ist aber aus der Parole von der baldigen Entlassung geworden? Nichts. Sechshundert Meter unter Tage ist diese Hoffnung im Gefangenenlager St. Avold, Grube Klein-Rosseln, nahe an der Grenze zum Saarland begraben worden.

Meine Gedanken kreisten. Sollte ich geduldig hier arbeiten und eine unbestimmte Zeit auf die Entlassung warten? Oder sollte ich die Flucht wagen?

Ich stellte mich auf eine baldige Flucht ein. Alle Einzelheiten beobachtete ich tagelang. Vom Aufstehen bis zum Zählappell, vom Marsch zur Grube bis zum Wachpersonal. Man erzählte, dass diese Männer sehr schnell zum Gewehr greifen würden, wenn ein Gefangener sich verdächtig verhielt; wenn sie jedoch einen Flüchtigen erwischten, dass sie mit einer Prämie belohnt würden.

Die meisten Fluchtversuche wurden im Sommer unternommen. Meine Gedanken konzentrierten sich deshalb auf den Winter. Viele Kameraden mit Fluchtgedanken berieten sich mit anderen Lagerinsassen, die oft dieses Geheimnis nicht

für sich behalten konnten. Andere sparten sich Verpflegung für die Fluchttage zusammen und wurden schon am Morgen des geplanten Fluchttages geschnappt, weil sie sich die Taschen vollgestopft hatten.

Alle diese Risiken wollte ich nicht eingehen. Meine Flucht sollte gelingen.

Ich plante ohne die geringste Äußerung gegenüber meinen engsten Kameraden, mitten in der Winterzeit zu fliehen. Nicht das Geringste meiner inzwischen angesammelten Utensilien wollte ich mitnehmen, auch nichts zum Essen.

Nach dem Motto: "wer nicht wagt, der nicht gewinnt", beschäftigte ich mich mit meinen Fluchtgedanken. Die notwendige Vorsicht durfte ich dabei allerdings nicht außer Acht lassen. Ich wollte nach meiner sechseinhalb jährigen Abwesenheit von der Heimat und einer fast vierjährigen Gefangenschaft unbedingt nach Hause. Ich konnte und wollte nicht mehr länger von meinen Angehörigen getrennt sein, auch nicht auf unbestimmte Zeit in einer Kohlengrube lebensgefährlich weiter arbeiten.

Kap. 3

Meine Flucht aus französischer Kriegsgefangenschaft im Januar 1948

Anfang Januar 1948 hatte ich meine Gedanken und Überlegungen zur Flucht soweit abgeschlossen, so dass nur noch der Tag und der genaue Zeitpunkt überdacht und festgelegt werden musste. Am Mittwoch, den 6. Januar fand ich an meinem Arbeitsplatz in der Kohlengrube, 600 Meter unter Tage, eine Tageszeitung mit Horoskop in deutscher Sprache. Damals wurden in Elsass-Lothringen die Tageszeitungen zweisprachig, deutsch-französisch, gedruckt. Unter anderem stand in dem Horoskop "Tatkraft wird belohnt werden". War dies ein Entscheidungszeichen? Auf ein Horoskop zu achten, war für mich nicht vorrangig wichtig, aber an diesem Tag ist für mich die Entscheidung gefallen: "Morgen geht es los, morgen muss es gelingen!"

Den Nachmittag verbrachte ich ruhig und mit weiteren Überlegungen für meinen Fluchtweg. Mein Schlaf war unruhig, nicht ganz so tief und fest wie sonst, aber die Nacht ging vorüber. In meiner Schlafecke habe ich alles unverändert zurück gelassen. Ebenso ließ ich alle Utensilien zurück, die ich mir im Laufe der fast vierjährigen Gefangenschaft anschaffen konnte. Nur ein paar Päckchen Zigaretten hatte ich mir eingesteckt.

Der Morgen der Flucht

Dann kam der übliche morgendliche Verlauf, das Wecken, Anziehen und kurze Kaffee-Pause. Für die Flucht hatte ich mir einen Zivil-Sakko besorgt und eine Baskenmütze, den Sakko musste ich heimlich anziehen und den Mantel darüber. Falls etwas schief gehen sollte, gab es als Höchststrafe 30 Tage Bau mit Glatze schneiden. Dies bedachte ich jedoch nur am Rande.

Dann kam das Kommando zum Antreten im Hof mit Aufstellung in Dreierreihen vor den Baracken und der Abmarsch zur Grube. Da hatte ich schon das erste Glück, denn das tägliche Vortreten der einzelnen Reihen mit Sichtkontrolle fiel aus. Auch auf dem Marsch zur Grube gab es keine Probleme. Unsere Gruppe erreichte das Grubengebäude mit den Umkleideräumen. Nun musste alles sehr schnell gehen.

Vor der Einfahrt in den Schacht ging ich, anstatt zu den Umkleideräumen, sofort zur Toilette. Nun hieß es: Mantel raus, Baskenmütze auf den Kopf, Zigarette in

den Mund, raus aus dem Klo, an der Wachmannschaft vorbei und aus dem Grubengebäude heraus. Meine Gefangenenkleidung habe ich zurückgelassen. Unbemerkt vom Wachpersonal gelangte ich durch die Umkleideräume zum Ausgang. All dies dauerte nur Sekunden.

Dann stieg ich schnell auf die Grubenbahn und fuhr auf dem Trittbrett der Bahn eine Strecke aus dem Betriebsgelände heraus. Zu Fuss ging ich in das Städtchen Klein-Rosseln (Petit Rosselle). Das Wetter war leider nicht gut, es regnete mit leichten Schneeflocken vermischt. Die Temperatur war etwas über Null Grad. Das Wetter war zwar nicht sehr angenehm, aber gut für meine Flucht. Bis zur Mittagszeit blieb ich in dem Städtchen. Währenddessen belauerte ich einen bewachten Steg, die Grenze von Frankreich ins Saarland. Personen die diesen Steg benutzten, wurden von den Wachen kontrolliert. Nach einiger Zeit sah ich zwei Frauen mit Körben in die Schutzräume der Wachen eintreten. Dies war meine Chance, den Steg unbehelligt passieren zu können. Auch diese Hürde konnte ich mit ruhigen Schritten, aber klopfendem Herzen, überqueren, ohne vom Wachpersonal bemerkt zu werden.

Bahnhofsmission in Homburg/Saar

Nach einem kurzen Fussweg erreichte ich eine Haltestelle der Strassenbahn nach Völklingen. Kurz entschlossen fuhr ich ein Stück in Richtung Stadt mit. Die Bahn war sehr überfüllt, so musste ich wieder aussteigen, bevor der Schaffner bis zu mir durchkommen konnte. Ich hatte keine Papiere und kein Geld, deshalb durfte ich nichts riskieren.

Dann marschierte ich weiter zum Bahnhof. Von Völklingen aus fuhr ich, ohne kontrolliert zu werden, mit der Bahn bis nach Homburg/Saar. Es war inzwischen Abend, ich war bereits mehr als achtzehn Stunden unterwegs, ohne etwas gegessen oder getrunken zu haben. Daher besuchte ich in Homburg die Bahnhofsmission. Dort wollte ich mich aufwärmen und einen Tee bekommen. Eine junge Frau hatte Dienst. Bevor sie mir einen Tee gab, wollte sie meinen Ausweis sehen. Sie hatte strenge Anweisung, die Pässe der Besucher an sich zu nehmen und sie aufzubewahren, solange man sich in den Räumen der Mission aufhielt. Wie sollte ich mich verhalten? Ich hatte das Gefühl, es wäre besser, die Wahrheit zu sagen. Aber dies war in Grenznähe sehr gefährlich. In diesem Falle erwies sich es als richtig und sehr gut für mich. Ich sagte ihr offen und ehrlich, dass ich keine Ausweispapiere besitze und auch nichts verbrochen habe, sondern von einen französischen Gefangenenlager als Grubenarbeiter geflohen bin und nur den einen Wunsch habe, nach fast siebenjähriger Abwesenheit von der Heimat, und nach fast vierjähriger französischer Kriegsgefangenschaft, endlich wieder nach Hause zu kommen. Zu meinem großen Glück hat sie mir geglaubt. Es war eine Sternstunde. Daraufhin riet sie zu mir, Vertrauen gegen Vertrauen,

für eine kurze Zeit die Bahnhofsmission zu verlassen. Sie hatte wegen einiger verdächtiger Personen die Polizei verständigt, die jeden Augenblick eintreffen musste. Danach könnte ich wieder zurück kommen. Erleichtert verließ ich die Station, versteckte mich auf einem in der Nähe liegenden Ruinengrundstück und beobachtete von dort den Eingang der Bahnhofsmission. Kurz darauf kam tatsächlich die Polizei, bald danach fuhren die Beamten mit drei Verdächtigen davon. Nun konnte ich ohne Gefahr in den nächsten Stunden dort bleiben.

Die junge Frau lebte in einem Nachbarort und hatte bis zum nächsten Tag früh um 6.00 Uhr Dienst. Wir sprachen über meinen weiteren Fluchtweg. Das erste Stück des Weges, bis zur Abzweigung zu ihrem Wohnort, konnten wir am frühen morgen, noch in der Dunkelheit gemeinsam gehen.

Beim Morgengrauen erreichte ich den nächsten Ort. Dort begegnete ich einem Bauersmann mit einer Milchkanne. Ich sprach ihn an, um mich sicherheitshalber nach dem richtigen Weg zu erkundigen. Er schaute mich kritisch an und fragte sofort, ob ich aus Frankreich geflohen wäre. Auch bei dieser Begegnung hatte ich sofort das Gefühl, dass ich bei der Wahrheit bleiben musste. Er nahm mich mit in seine Wohnung, seine Frau kochte mir einen Kaffee. Dabei erzählte er mir, dass in seinem Ort Wachpersonal stationiert sei und dass es deshalb sehr gefährlich sei, sich sehen zu lassen. Er gab mir zur Tarnung einen Arbeitsmantel und eine Hacke und wir gingen gemeinsam auf sein landwirtschaftliches Grundstück. Dabei beschrieb er mir meinen weiteren Fluchtweg und zeigte auf eine vor uns liegende, bewachte Bahnlinie, über die ich unbehelligt hinweg kommen müsste, um vorläufig in Sicherheit zu sein. Auch dies gelang mir glücklicherweise.

Leider weiß ich weder den Namen des Bauern noch der jungen Frau, ohne deren Hilfe ich kaum meine gerade erst gewonnene Freiheit behalten hätte können. Auch in den Nachkriegsjahren habe ich es leider versäumt, nach den beiden zu suchen.

Mein Weg führte ungefähr zwei Stunden durch ein großes Waldstück. Im übernächsten Ort kam ich an die Bahnlinie Richtung Kaiserslautern-Ludwigshafen. Mit dem Zug fuhr ich "schwarz" nach Kaiserslautern. Der Wartesaal dort war total überfüllt, einen Sitzplatz konnte ich nicht finden. Bald kamen Polizisten und begannen, die Anwesenden zu kontrollieren. Es war höchste Zeit zu verschwinden. Ich lief eine Weile in der Nähe des Bahnhofs herum, bevor ich in einen Zug nach Ludwigshafen einsteigen konnte. Auch dort kam ich gut an.

Von Ludwigshafen nach Aschaffenburg

Der Rhein war hier ein sehr großes Hindernis. Es war mir trotz mehrerer Versuche nicht möglich, auf die andere Seite zu kommen. Die Brückenzugänge waren

streng bewacht. Dadurch war ich gezwungen, die Nacht in Ludwigshafen zu verbringen. Es wurde eine sehr lange und kalte Nacht.

Nach Tagesanbruch suchte ich einen Friseur, denn mit meinem Stoppelbart sah ich schon leicht verwildert aus. Ich wollte ja nicht auffallen. Für ein Päckchen Zigaretten konnte ich mich rasieren lassen. Danach nahm ich einen Zug Richtung Norden nach Worms. Weil die Züge sehr voll waren, konnte ich die Kontrolleure immer umgehen.

In Worms schien es mir unmöglich, den Rhein zu überqueren. An der Fähre standen Wachposten, am anderen Ufer ebenfalls, auch die Brücke war streng bewacht. So fuhr ich, wieder mit der Bahn, Richtung Mainz weiter.

Während dieser Fahrt kam ich mit einem anderen Fahrgast ins Gespräch, der sich als Grenzgänger sehr gut auskannte. Dieser gab mir den Rat, nicht bis zum Mainzer Hauptbahnhof zu fahren, sondern schon in Mainz-Süd umzusteigen, da es von dort aus einen Anschlusszug nach Frankfurt/Main gab. Ich schenkte ihm dafür mein letztes Päckchen "Gauloise".

Das Umsteigen in Mainz-Süd hat auch gut geklappt. Indem ich auf der anderen Seite des Zuges ausstieg, konnte ich die Wachen auf den Treppen und auf dem Bahnsteig umgehen und über den Rhein nach Mainz-Gustavsburg fahren. Dort musste ich ebenfalls dem Wachpersonal ausweichen, um in die amerikanische Zone zu gelangen. Auch hier stand mir das Glück zur Seite. Ich befand mich im letzten Waggon des langen Zuges und sah, dass von vorn die Wachen mit Hunden die einzelnen Abteile kontrollierten. Ich stieg wieder auf der dem Bahnsteig gegenüber liegenden Seite des Zuges aus, versteckte mich hinter und unter der Achse dieses Waggons. Ein sehr schwaches Versteck, aber die einzige Möglichkeit die ich nutzen konnte. Zu meinem großen Glück wurden die letzten Abteile des Zuges nicht mehr streng durchsucht. So konnte ich bei der Anfahrt, ohne bemerkt zu werden, aufspringen. Die Fahrt bis Frankfurt verlief dann ganz normal. Dort hatte ich bald Anschluss nach Aschaffenburg. Es war inzwischen Samstag abend geworden.

Mit einem in der Lagerkantine eingetauschten Geldschein, den ich noch versteckt bei mir hatte, kaufte ich mir in Frankfurt auf dieser Flucht erstmals eine Fahrkarte. Auf der letzten Strecke nach Aschaffenburg, meiner Heimatstadt, wollte ich das Risiko nicht mehr eingehen, den Kontrolleuren auszuweichen. So fuhr ich auf der mir sehr gut bekannten Bahnstrecke nach Aschaffenburg. Mein Herz war voller Vorfreude auf das Wiedersehen nach den vielen Jahren der Trennung. In Gedanken war ich schon Zuhause. Was sollte jetzt noch schief gehen?

Kurz nach Mitternacht traf der Zug im Aschaffenburger Hauptbahnhof ein. Mit großen Schritten bin ich die Treppen des Bahnhofs hinauf gestürmt, auf das

Fahrkartenkontrollhäuschen zu. Alle Umsicht und Vorsicht der letzten Tage war vergessen. Ich fühlte mich so sicher und glücklich, wie schon viele Jahre nicht mehr.

Wieder ein Gefangener

Plötzlich kamen hinter dem Kontrollhäuschen drei amerikanische Militärpolizisten hervor und verlangten meine Ausweispapiere. Da ich keine vorzeigen konnte, musste ich in Handschellen in ihren Jeep einsteigen und wurde zur Militärwache gefahren. Mehrere Offiziere verhörten mich und bezweifelten immer wieder meine Aussagen. Sie konnten und wollten einfach nicht glauben, dass ein einzelner, ehemaliger deutscher Fallschirmjäger ohne Papiere und ohne sonstige Hilfe von Frankreich bis nach Aschaffenburg gelangen konnte. Es waren doch drei gut bewachte Grenzen zu überschreiten, von Frankreich ins Saarland, von dort in die französische Zone und schließlich in die amerikanische. Trotz strengem Kreuzverhör blieb ich immer bei der einfachen und klaren Wahrheit. Mit der Zeit glaubten die Offiziere meinen Aussagen.

Am frühen Morgen wurde ich in Handschellen der deutschen Kriminalpolizei übergeben. Dort ging das Verhör weiter und dauerte etwa eine Stunde. Den Kriminalbeamten ging es vor allem darum, festzustellen, ob die Angaben zu meiner Person den Tatsachen entsprechen. Nachdem ich den Beamten nach wiederholten Fragen zur Ortskunde beweisen konnte, dass ich ein Hiesiger war, beendete der Wortführer das Verhör. Mit der Warnung, keiner Streife mehr in die Hände zu laufen und dem Hinweis, dass ich eigentlich jetzt ins Kittchen, hinter der Sandkirche, gebracht werden müsste, entließ er mich. Da Sonntag war, meinte er, wollte er die Überprüfung meiner Personalien Anfang der Woche vornehmen.

Ich war sehr froh darüber, dass ich von einem menschlichen Beamten vernommen wurde, bedankte mich vielmals und machte mich auf den Weg zum Bahnhof und nahm den nächsten Zug nach Stockstadt — mit Fahrkarte!

Am elterlichen Hoftor klopfte ich am Sonntag früh um 7.00 Uhr. Unser Hund Prinz bellte, als ich ihm durch das geschlossene Tor zurief, er solle still sein, begann er vor Freude zu winseln, obwohl er mich mehr als vier Jahre nicht gesehen hatte. Da rief meine Mutter ängstlich aus dem Schlafzimmerfenster heraus, wer da sei. Ich antwortete: "Machen Sie bitte mal auf!" Worauf sie mich sofort erkannte und ausrief: "Unser Erich ist da!"

Nachdem sie schnell das Tor aufgeschlossen hatten, wurde ich mit großer Freude von der gesamten Familie sehr herzlich empfangen. Nach sechseinhalb Jahren und fast 4-jähriger Gefangenschaft war ich dann endlich wieder zu Hause.

Mit 17 Jahren wurde ich Soldat und mit 23½ Lebensjahren war ich wieder ein freier Mann. Meine Flucht war gelungen.

Ohne die hilfsbereiten Menschen, die mir unterwegs begegneten, hätte ich meine Gefangenschaft nicht erfolgreich und frühzeitig beenden können. Zehn Monate später erst, im November 1948, also dreieinhalb Jahre nach Kriegsende, sind die Kameraden, die mit mir in Nordafrika zusammen waren, entlassen worden.

Nachdem mir meine Flucht bis in die amerikanische Zone gelungen war, habe ich auf dem Rathaus die behördlichen Entlassungspapiere angefordert und bald danach bekommen. Mein privates Leben ohne Uniform und ohne Bewachung konnte beginnen. Die Zukunft lag sehr unklar vor mir, ich war ohne Beruf.

Nachwort

Vieles habe ich nicht erwähnt, weil ich mich nicht mehr genau erinnern konnte. Manche Begebenheit fiel mir schwer, niederzuschreiben, weil ich mich noch allzugut daran erinnere. Ich wollte meine menschlich guten Handlungen nicht hervorheben und mir den Schmerz nicht vergegenwärtigen, dass Kameraden gefallen sind oder schwer verwundet wurden. Manchmal hielt ich es für besser, etwas zu vergessen — und diese Entscheidung ist auch menschlich.

Seit dem Ende dieses Krieges sind sechzig Jahre vergangen. Wer danach geboren ist, trägt für die Geschichte unserer Generation keine Verantwortung, aber er muss mit den Folgen leben. Es ist damals viel Unrecht geschehen, aber auch Gutes getan worden, von den Soldaten und den beteiligten Nationen. Wenn wir Deutsche pauschal verurteilt werden, tut mir das immer weh, weil es oft so einseitig vorgebracht wird. Wir Soldaten haben uns aufrichtig und tapfer für unser Vaterland eingesetzt. Meine schönsten Jugendjahre hatte ich geopfert, in dem guten Glauben, meinem Vaterland zu dienen. Es war eine schlimme Zeit, die hoffentlich keines meiner Kinder und Enkel wieder in ähnlicher Weise erleben muss.

Erich Körbel, Ostern 2005